

16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang

Welche Regeln lassen sich aus den Erfahrungen eines Autors zahlreicher Texte ableiten? Wie vollzieht sich das Verfassen oder die Herausgabe gemeinsamer Werke? Wie lässt sich Druck positiv nutzen und den eigenen Ausflüchten entgehen? Welche Rolle spielt die Resonanz anderer auf die eigenen Texte? Welche Organisationsform des Arbeits- und Schreibprozesses bietet sich bei welchen Untersuchungsmethoden an? Was kennzeichnet die heutige Evaluationskultur und welche Haltung sollte ein Nachwuchswissenschaftler dazu einnehmen?

16.1. Was tun am Beginn?

Wenn junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Lösungen suchen, wie sie überhaupt oder mehr oder besser publizieren könnten, dann wäre der schlechteste Rat an sie: Guckt Euch doch die Publikationen an!

Die Mehrzahl der wissenschaftlichen Publikationen sind heutzutage saubere Kurzberichte, die eine antiseptische Erledigung des Themas vorgeben. Die einführende Literatur versucht zu belegen, dass niemand zuvor das Thema dieses Aufsatzes bisher richtig, gut und vollständig getroffen hat – kurz, dass die wissenschaftliche Welt eben auf diesen Aufsatz gewartet hat. Die Information ist korrekt, sophistiziert gestelzt und entspricht dem konzeptionellen Rahmen. Die Auswertungsstrategie wird als die einzige sinnvolle dargestellt. Die Ergebnisse sind in einigen Aspekten originell. Zum Schluss ein bisschen Bescheidenheit: Ein weiterer Aufsatz in Zukunft, der noch ein oder zwei weitere Variablen in Betracht zöge, wäre sicherlich wünschenswert.

Durch das Lesen solcher Texte erkennen wir nicht, wie viel *blood, sweat and tears* es bedeutet hat, eben dieses Elaborat zu erstellen. Und wir sehen nicht, wie weit die Autorin oder der Autor von der Sicherheit getragen wurde, dass der Aufsatz so sein muss, wie er ist, oder von der Erkenntnis geplagt war, dass andere Literatur, andere Vorgehensweisen und andere Interpretationen der Ergebnisse auch hätten angebracht sein können.

Noch weniger empfehlenswert wäre es sicherlich, niemals zu Ende geschriebene Texte oder bei selektiven Zeitschriften oder Buchreihen abgelehnte Manuskripte zu analysieren, um dadurch ein besseres wissenschaftliches Schreiben zu lernen. Das wäre zu demotivierend. Es gibt allerdings Fälle, bei denen die Gutachter ihre Ablehnung oder Aufforderung zum weitgehenden Umschreiben des eingereichten Manuskripts ausführlich erläutern. Das ist oft sehr hilfreich. Ich bin bzw. war Mitherausgeber verschiedener Zeitschriften; dabei habe ich immer wieder bewundert, dass ein Teil der Gutachter sehr ausführliche und „pädagogische“ Kommentare zu relativ schwachen Texten schreibt; wenn ich dagegen ein Manuskript zur Begutachtung bekomme und es nach einigem „Anlesen“ für sehr schwach halte, fehlt es mir an Geduld, für ein elaboriertes und pädagogisch wertvolles Feedback zu sorgen.

Vielversprechender ist sicher der Weg, sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in einem fortgeschrittenen Stadium der wissenschaftlichen Arbeit zu wenden mit der Bitte, etwas „aus dem Nähkästchen zu plaudern“. Wenn wir Glück haben, werden dann auch alle Probleme des Schreibens ausgepackt.

Etwas waghalsig kann in diesem Falle aber die Entscheidung sein, einen „Multi-Skribenten“ oder „Poly-Graphen“ zu bitten, aus der eigenen Schreib-Erfahrung zu berichten. Ich bin zu diesem Bericht als jemand eingeladen worden, der zu den Vielschreibenden in seiner Zunft gehört. Ich habe eine Liste von über 1000 Publikationen. Darunter gibt es Kurzartikel, Buchbesprechungen, Übersetzungen bereits erschienener Artikel in eine andere Sprache, Wiederabdrucke bereits publizierter Texte, leicht veränderte Aufsätze oder auch Herausgaben von Publikationen, in denen der eigene aufgeschriebene Gedankenbeitrag nicht im Mittelpunkt steht. Aber es bleiben sicherlich – als jeweils neues Ergebnis des Schreibens – 500 bis 600 Artikel und mehr als 60 längere Texte von 100 bis 500 Seiten übrig, die als Bücher oder Broschüren publiziert worden sind. Das ist zweifellos viel. Ich kann sicherlich trotzdem

über Probleme und Chancen auch etwas für Personen sagen, die ganz am Anfang stehen. Immerhin habe ich selbst oft genug Schwierigkeiten beim Schreiben, aber daneben auch reichlich Erfahrung, weil ich mit mehr als 100 Personen gemeinsam veröffentlicht und in diesem Zusammenhang viel erlebt habe: bei der Herausgabe von Büchern und Zeitschriften, beim Publizieren im Kontext kooperativer Forschungsprojekte sowie in der Betreuung von Qualifizierungsarbeiten.

16.2. Leidensdruck und Ausflüchte

Schreiben ist ein individueller Prozess. Selbst die Erstellung gemeinsamer Publikationen funktioniert zumeist im gelungenen Fall so, dass für die jeweiligen Textteile ein individueller Rückzug erfolgt, der sich mit gegenseitiger Kritik von Textentwürfen abwechselt. Gerade weil das Schreiben in „Einsamkeit“ erfolgt, stellt sich leicht bei wiederholtem Stocken des Gedankenflusses die Angst ein, dass es sich hier um mein persönliches Problem handelt: vor meinen Augen die Berge der geglückten (fremden) Schreib-Elaborate und unmittelbar vor mir das leere Papier bzw. die weggeworfenen oder „gelöschten“ Gedankenskizzen. Ich bin ein individueller Versager!

Vielleicht ist es tröstlich zu hören, dass es fast allen ähnlich geht. Die Wissenschaft scheint immer mehr von „Projekten“ und „Kalendern“ bestimmt: Manche beklagen, dass das den freien Flug der Gedanken in neue, höhere Gefilde bremsen würde. Mir scheinen jedoch die meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Termindruck zu benötigen, um etwas zum Schluss nicht nur „mit hängender Zunge“, sondern auch noch mit der „Ausrede“ abgeben zu können, dass unter dem gegebenen Zeitdruck das Ergebnis eben nicht perfekt sei.

Ein Kollege von mir, der in meinem Spezialgebiet mehr Bücher herausgegeben hat als jeder andere in der Welt, sagte mir, dass er mit jeder Buchherausgabe einen oder zwei Freunde im Kollegenkreis verliert: Eine Person, die beleidigt ist, dass der Schlusstermin nicht zum wiederholten Maße eben für diese Person verlängert wird, und eine Person, die die Nachricht bekommt, dass dieser Aufsatz nun doch nicht in letzter Minute das Mindestqualitätsziel erlangt hat, das bei dieser Publikation hätte erreicht werden sollen.

Mir geht es so wie den meisten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern: Ich leide unter der Arbeit des Nachdenkens und des Schreibens. Ich möchte immer mehr gelesen haben, verstehen, stofflich beherrschen und gedanklich gut sortieren. Ich möchte, dass mir das Schreiben *hic et nunc* gelingt. Ich merke dann beim ersten Schreiben, dass mir alles noch viel weniger klar ist, als ich mir das zuvor eingebildet habe. Es ist ein dauernder Kampf mit mir selbst, bei dem sichtbaren Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht aufzugeben, sondern mich beim nächsten Schritt durchzubeißen, um für einen Augenblick das Gefühl zu haben, dass ich einen Schritt weitergekommen bin.

Irgendwie habe ich es überlebt. Ich habe einmal zu rechnen versucht: Vielleicht habe ich 10 000 Seiten publiziert. Vielleicht beträgt der Aufwand je Seite im Durchschnitt zwei Stunden (eine schon wegen der vielen Korrekturgänge optimistische Schätzung). Vielleicht habe ich in 40 Jahren im Durchschnitt jeweils 2500 bis 3000 Stunden pro Jahr für berufliche Arbeit aufgebracht – möglicherweise sollte der geringere Wert eingerechnet werden, dann wer weiß schon, welche Stunden in Berührung mit wissenschaftlicher Arbeit tatsächlich Arbeit oder rekonvaleszente Flucht vor der Arbeit sind? Dann wäre ein Fünftel davon mit dem Schreiben verbracht worden: Viel Kampf, um immer wieder weiterzumachen – und nicht nur weiter, sondern hoffentlich auch besser.

Ein kleiner Nebenpfad des Gedankens. Bei solchen Berechnungen fehlt der Aufwand für die Diskussionen, die sich manchmal bei Publikationen mit Mehrfachautoren ergeben. Mein Name steht als einer von zweien oder mehreren Namen bei mehr als 200 Publikationen obendrauf, bei denen ich im einen Extrem nur ein Prozent und im anderen Extrem 99 % geschrieben habe. Bei Publikationen mit mehreren Autoren verdanke ich in der Regel den anderen sehr viel – oft in besonderem Maße die Aufarbeitung von Befunden. Aber ich habe im Durchschnitt mehr als die Hälfte geschrieben, und ich habe für Publikationen mit mehr als einem Autor im Durchschnitt mehr Zeit je Seite gebraucht als bei Publikationen, bei denen ich der alleinige Autor bin.

Ich sehe, dass viele andere unter diesem Leidensdruck beim Schreiben häufig „aus dem Feld gehen“. Alles weniger Anspruchsvolle bekommt „Vorfahrt“ auf dem Terminkalender oder irgendwie in der Alltagspraxis. Und dann gehört es zu den Standardklagen, dass für wissenschaftliche Arbeit im Allgemeinen und für das Schreiben im Besonderen als ein besonders belas-

tender Teil der wissenschaftlichen Arbeit „keine Zeit“ sei. Wir wissen jedenfalls aus empirischen Erhebungen, dass bei Universitätsprofessorinnen und -professoren weniger als die Hälfte der normalen Arbeitszeit festgelegt ist und dass sie obendrein im Durchschnitt anderthalb Mal so lang arbeiten, wie es einer regulären Arbeitszeit entspräche. Zeit gibt es also viel, aber natürlich ist es eine „gefühlte Realität“, dass es „keine Zeit“ gibt.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben es insoweit durchaus schwer. Sie sind im geglückten Falle – lassen wir die Anspruchsarmen hier einmal beiseite – ständig von der Diskrepanz zwischen ihrem Anspruch und dem Erreichten geplagt, und sie bestreiten einen unübersichtlichen Kampf, diesen Abstand zu verringern. Viele kommen abends nach Hause und müssen sich eingestehen, dass sie heute mal wieder nicht die Wahrheit gefunden haben. Das kann zu Verzweiflung, Suff, Zynismus oder zu der Entscheidung führen, sich in Zukunft die „Latte niedrig zu legen“. Ich bin gelegentlich als „Nestbeschmutzer“ kritisiert worden, wenn ich in Diskussionen im Anschluss an Vorträge zu „Wissenschaft als Beruf“ gesagt habe, dass meines Erachtens etwa ein Viertel der Professorinnen und Professoren eines Tages zur Stabilisierung ihres weiteren Lebens die „Latte“ so tief legen, dass ein schwerwiegendes Leiden unter der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht mehr aufkommen kann. Aber vielleicht ist die Schätzung trotzdem nicht völlig falsch, und als Hochschulforscher kann ich es ohnehin nicht vermeiden, über die Hochschulen oft etwas zu sagen, was als „Nestbeschmutzung“ gebrandmarkt werden kann.

Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beginnen erst dann, ernsthaft zu schreiben, wenn – wie bereits erwähnt – der Termindruck enorm wird und sichtbare negative Sanktionen drohen. Sie schreiben erst, wenn die Angst vor dem sichtbaren Scheitern nach außen größer wird als die Angst vor dem sich selbst Eingestehen der eigenen Insuffizienzen im Schreibprozess. Hier gibt es indessen auch institutionalisierte Hilfen. Deren wichtigste, um mit der Angst zwischen der Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit umzugehen, sind wissenschaftliche Konferenzen. Jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften haben diese primär die Funktion, die Chance für die Präsentation eines Gedankenzustandes zu legitimieren, der noch halb fertig ist: Ich darf etwas Provisorisches vorstellen, und ich darf die kollegiale Kritik als etwas Hervorragendes interpretieren, weil sie mir die Chance bietet,

nach der Konferenz einen weiteren Schritt zur Annäherung an die Wahrheit zu tun. Diese hohe Aufwertung von Halbfertigprodukten macht das wissenschaftliche Leben erträglicher.

16.3. Das Überlisten von Ausflüchten

Ich halte es für sehr wichtig, dass wir lernen, das Schreiben nicht einfach als die Inkarnation des beruflichen Leidens zu betrachten. Zwar wird das Leiden beim Schreiben nicht verschwinden, aber doch erträglicher, wenn das Schreiben auch dazu dient, das übliche Leiden zu überlisten. Jede Person muss sich überlegen, welches ihre Lieblings-Ausflüchte sind und wie sie diese am besten überlisten kann. Ich kenne Menschen, die sagen, dass sie sich zwingen, bevor sie mit anderen Menschen reden und irgendetwas in die Hand nehmen (eventuell auch das Frühstück vertagen), erst zwei Stunden mit dem leeren Papier bzw. dem leeren Bildschirm kämpfen (ich selbst mache das erst nach dem Frühstück).

Das Hineinschliddern in den alles überragenden Schlusstermindruck versuche ich dadurch zu vermindern, dass ich mich dauernd selbst beobachte, unter welchen Bedingungen ich am besten die Tendenz zum Ausweichen vor dem Schreiben überwinden kann. Eher morgens als nachmittags; lieber an Tagen, an denen ich nicht zu nervös bin; sich morgens zu fragen, an welchem der unvollendeten Texte man heute eher durchhalten würde und an welchen man es lieber sein lassen sollte, als dass sich man den Text mit dem größten Termindruck vornimmt; lieber einen Monat von morgens fünf bis abends 23 Uhr als drei Monate lang täglich ein paar Stunden; lieber das Aufarbeiten von Informationslücken im Schreibprozess und das Bearbeiten von Fußnoten und Bibliografien zu Tageszeiten, zu denen mir gewöhnlich ohnehin überhaupt nichts Originelles mehr einfällt.

Irgendwie hatte ich Glück. Ich war schon während meines Studiums in ein Forschungsinstitut auf Honorarbasis hineingeglitten und wurde dort auch sofort nach dem Studienabschluss angestellt. In diesem Institut wurde Teamarbeit stark gefördert und gefordert. So konnte ich mich leicht in Gesprächen an den Insuffizienzen meines Verstehens abarbeiten und weiterkommen. Das Ganze hatte aber einen Haken: Die wissenschaftlichen Ansprüche waren so hoch gehängt, dass relativ viele Instituts-Angehörige Schreibhemmungen bekamen

und irgendwann einmal resignierten. Mir hat ein fast zweijähriger Forschungsaufenthalt in Japan aus dem Sumpf geholfen:

- Weil ich dort zwar auskunftsfreundliche Kollegen, aber nicht die gewohnte Art des kommunikativen Diskurses hatte, begann ich, Notizen in großen Mengen zu schreiben, um mir das erreichte Maß von Klarheit und Unklarheit vor Augen zu halten. Das war vielleicht das Wichtigste für mein weiteres wissenschaftliches Leben.
- Wenn ich an einer japanischen Universität Felderkundungen machen wollte, dann wurde einfach von mir erwartet, dort auch einen Vortrag über ein interessantes Thema zu Deutschland zu halten. Ich musste also zur Vorbereitung schreiben, ohne dabei aber in großen Leidensdruck getrieben zu werden; die Vorträge mussten keine Doktorarbeiten *in nuce* sein.
- Ebenso bekam ich während des Japan-Aufenthalts aus Deutschland Anfragen, hier und da einen Aufsatz über das unbekannte Wesen, das ich beforschte – das japanische Hochschulwesen –, zu schreiben. Das waren wiederum entlastete, aber zugleich interessante Übungsfälle.
- Gerade weil ich über ein unbekanntes Wesen zu schreiben hatte, das immer mehr mit Interesse betrachtet wurde, konnte ich auch größere Passagen berichten, die mehr unmittelbaren Spaß beim Schreiben machten und nicht ganz so anstrengend waren wie die konzeptionell anspruchsvollen Teile meiner Studien.

Als Reaktion auf die Erfahrungen in dem hochambitionierten Forschungsinstitut und mit meinem eigenen biografischen Weg habe ich später mit Mitarbeitern, denen die Auseinandersetzung mit schwieriger wissenschaftlicher Materie und nicht zuletzt dem Schreiben selbst nicht leicht fiel, Stufenpläne für die weitere Arbeit entwickelt, die zugleich wissenschaftsbiografische Entwicklungspläne sein sollten: Erst einmal interessante Vorgänger-Literatur in einem Trendreport mit Abstracts publizieren; dann eine Fachtagung organisieren, sie betreuen, die Herausgabe der Ergebnisse vornehmen und selbst dabei einen Beitrag beisteuern; dann erste Untersuchungsergebnisse im Ausschnitt vor Praktikern vorstellen, um Feedback zu erhalten, und diese ersten Ausschnitte auch durchaus in einem praktikernahen Publikationsorgan publizieren; dann vielleicht einen Aufsatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift schreiben, die nicht die allerhöchsten Ansprüche und nicht die höchste Selektivität hat; und dann schließlich irgendetwas ganz Anspruchsvolles.

16.4. Kritik organisieren

Ich habe immer organisierte Kritik zur Unterstützung des Schreibens gebraucht. Und ich habe sie oft gefunden. Für mich muss aber auch die Selbstkritik etwas Organisiertes haben. Ich muss mich hinsetzen mit der Absicht, meinen zuvor geschriebenen Textentwurf aus kritischer Distanz zu lesen und mir selbst Vorhaltungen und Verbesserungsvorschläge machen zu können. Vielleicht ist durch diesen Trick meiner eigenen Spaltung in den Schreiber einerseits und den kritischen Kritiker andererseits die Freude am Finden der bisherigen Schwächen größer als die Tendenz zur Selbstverteidigung des Status quo. Das ist dann auf Dauer nicht mehr nur eine Frage von Schreibgewohnheiten, sondern auch eine der eigenen Identität: Es ist schöner, auch in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit einen Irrtum korrigieren zu können, als an einer alten Position festzuhalten.

Ich habe oft die Gelegenheit gesucht, einer kompetenten Person der gleichen Stusebene ein Manuskript mit der Bitte um „schmutzige Randbemerkungen“ zu geben. Das hat mir sehr häufig geholfen. Das war mir wichtiger, als den Rat von wissenschaftlich vorangeschrittenen Betreuern zu suchen. Ich weiß, dass es anderen anders geht: Sie empfinden die Kommunikation mit einer wissenschaftlich deutlich weiter vorangeschrittenen Person eher systematisch durchdacht und von Konkurrenz-Spannungen entlastet.

In den letzten 20 Jahren hatte ich ein besonderes Privileg: jeweils eine Sekretärin, die zu klug war, um ausschließlich die Aufgaben zu tun, für die sie bezahlt wurde. Ich habe immer die Rohentwürfe meiner Publikationen mit der Bitte um Durchsicht weitergegeben: Beseitigung der kleinen Fehlerchen, Entwürfe oder endgültiges Schreiben von besseren Formulierungen und schließlich mindestens große Fragezeichen da, wo der Text nebulös wurde. Das hat mir Zeit erspart, hat glattere Formulierungen in vielen Fällen erbracht, und ich schätze, dass mich mehr als 90 % der zurückgespielten Fragezeichen zum neuen Nachdenken und Formulieren veranlasst haben.

Ich kenne viele, die auf Vorträge im Rahmen von Doktorandenseminaren, Projekt-Workshops und wissenschaftlichen Fachtagungen als Gelegenheit schwören, ein Feedback zur Verbesserung ihrer Texte zu bekommen. Ich bin sicher, dass das oft der Fall ist; ich habe aber auch erlebt, dass die Angst vor einer Präsentation in einer Gruppe – oft sogar vor Personen der gleichen wissen-

schaftlichen Karrierestufe – zu hoch ist, um sich der Kritik zu öffnen. Ich selbst hatte bei mir den Eindruck, dass mich geäußerte Kritik in solchen Situationen eher dazu anregt, mich auf ein neues Thema zu stürzen, als ein vorhandenes Manuskript zu einem guten Ende zu bringen.

16.5. Opus magnum

Natürlich wird von allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verlangt, dass sie sich relativ früh an einem *Opus magnum* bewähren. In Deutschland wollten wir das ja in der Regel auf zwei Stufen: die Dissertation und die Habilitation.

Ich habe das selbst alles andere als ideal angefangen. Ich machte mir keinen Zeitplan und trug nur einen diffusen Qualitätsanspruch vor mir her, der irgendwann einmal erreicht werden sollte. Wenn konzeptionell der Sprung auf eine neue Ebene nicht zu klappen schien, stürzte ich mich auf ein neues Material-Kapitel. So war es konsequent, dass ich meinem Betreuer nach etwas über drei Jahren einen Text von 900 Seiten gab. Von den Kritiken, die ich daraufhin zu hören bekam, blieb bei mir am meisten hängen, dass der Text für eine Dissertation zu lang sei, obwohl der lange Text nicht uninteressant zu sein scheine. So entstanden schließlich drei Bücher, die zu schreiben teils immer noch ein Kampf war, die aber manchmal auch glatt und ohne hohe Anspannung aus der Feder flossen (nein, es war natürlich eine Schreibmaschine). Eines der drei Bücher firmierte als Dissertation.

Inzwischen gibt es ja eindrucksvolle Bemühungen, die Arbeit am *Opus magnum* der „Einsamkeit“ der Doktorandinnen und Doktoranden, dem offenen *trial and error* und den Idiosynkrasien der einzelnen Betreuerinnen und Betreuer zu entziehen. So kommen zu mir Doktorandinnen und Doktoranden, die Broschüren und Einführungskurse hinter sich haben, die Versuchs- und Irrtumsphasen abmildern sollen. Manche legen mir eindrucksvolle Arbeitspläne vor: Nach drei Monaten will ich Kapitel 1 beendet haben, nach sechs Monaten Kapitel 2 usw.

Das wirklich Schwierige bei dem *Opus magnum* ist allerdings, wie und dass – über vielleicht 300 Seiten – alles gedanklich zusammenpasst. Wie die Bemühungen um eine kohärente Gedankenführung die Sequenz des Arbeits-

prozesses und der Arbeitsprodukte beeinflussen, hängt meines Erachtens nicht so sehr von allgemeinen Ideen des gedanklich konsistenten Erstellens von Texten ab, sondern von den Untersuchungsmethoden im Kernbereich der Dissertation. Wenn in einem Extrem Befunde im Mittelpunkt stehen, die mithilfe von hoch standardisierten Instrumenten und Verfahren gewonnen werden (zum Beispiel mit strukturierten Fragebögen), so muss eine theoretische und methodische Festlegung im Arbeitsprozess sehr früh erfolgen. In diesem Falle können die ersten Kapitel überwiegend früh abgeschlossen werden; der Preis für die beruhigende Glattheit des Verfahrens ist jedoch, dass verbliebene Schwächen später nicht mehr korrigiert werden können. Wenn dagegen in der Dissertation primär die Aufarbeitung wissenschaftlicher Konzepte betrieben wird oder wenn die aufzuarbeitenden Materialien für wiederholte Analyse-Ansätze offen sind (etwa Dokumente oder Antworten, die in sehr offenen Interview-Verfahren gewonnen wurden), dann besteht die Chance, Texte zu Konzept, Methode, Materialanalyse und Interpretation in einem iterativen Prozess auf eine höhere Stufe zu bringen. Dann sind aber solche glatten Arbeitspläne, wie sie vorher genannt wurden, nicht durchhaltbar. Das Einleitungskapitel und das Kapitel zur Erläuterung der eigenen Vorgehensweise werden unter Umständen zehnmal umgeschrieben, zum letzten Male vielleicht nach dem Abschluss des Schlusskapitels.

Wissenschaftliche Arbeit ist einerseits ein Weg zum ständig wachsenden Verständnis von immer größeren Komplexitäten. Andererseits sind Komplexitätsreduktionen immer unentbehrlich: Letzteres ist ebenso bei der Festlegung eines Untersuchungsdesigns zentral wie bei der abschließenden Abrundung einer wissenschaftlichen Publikation. Natürlich wünschen wir uns Leserinnen und Leser, die unsere Bemühungen um Komplexitätsanreicherung durch zeilengetreues Mitverfolgen zur Kenntnis nehmen. Aber oft bleiben das Lesen und noch mehr das spätere Erinnern selektiv. Schon deshalb sind große zusammenfassende Vereinfachungen hilfreich, denn sie haben die Chance, im Gedächtnis des Lesers und der Leserin haften zu bleiben – aber nicht nur deshalb: Die „großen Vereinfachungen“ zwingen uns, eine Einsicht auf den Punkt zu bringen.¹

1 Bei dieser Gelegenheit: Der vorliegende Text – als ausführliche Ausarbeitung eines ein Jahr zuvor gehaltenen Vortrags – ist erst nach wiederholten Mahnungen von Herausgeberseite zustande gekommen. Woran mag das wohl liegen?

16.6. Indikatoren-Wahn und eigene Publikationsplanung

Heutige Berufsanfängerinnen und -anfänger in der Wissenschaft haben einen Vorteil gegenüber der Generation ihrer Betreuerinnen und Betreuer. Inzwischen ist Evaluation ein regulärer Bestandteil der Wissenschaftskultur geworden. Die dabei entstandene Evaluationskultur bedeutet, dass man in der wissenschaftlichen Arbeit „auf zwei Kanälen denkt“. Beim ersten Kanal steht die Substanz der wissenschaftlichen Arbeit im Mittelpunkt. Wir fragen z. B.: Passt mein konzeptioneller Rahmen zu meiner Interpretation der Ergebnisse? Beim zweiten Kanal geht es um die begleitende Reflexion des Arbeitsprozesses und seiner Ergebnisse. Wir fragen z. B.: Warum gehe ich so vor, wie ich vorgehe? Entsprechen die Prozesse meiner Arbeit eigentlich den intendierten Zielen? Welche Adressaten will ich ansprechen? Kann ich erwarten, dass hier zusätzlicher Aufwand viel erbringt? Für den heutigen Berufsstart ergibt sich die große Chance, dass sich Konzentration auf die Sache und das Sich-selbst-über-die-Schulter-Gucken im Arbeitsprozess gegenseitig anregen.

Allerdings stellen wir fest, dass auch vieles auf dem Wege zu einer Evaluationskultur schiefgehen kann. Beunruhigend ist erstens, dass so viele Systeme zur Bewertung wissenschaftlicher Arbeit nebeneinander aufgebaut worden sind, dass der wachsende Aufwand für Evaluation den Aufwand für die Konzentration auf die Sache in Forschung und Lehre bedenklich zu reduzieren droht; wir müssen Wege finden, um uns von einem „over-kill“ an bewertenden Aktivitäten zu befreien. Noch beunruhigender ist, dass oft die Balance zwischen den beiden „Kanälen“ der Reflexion verloren geht und Wissenschaftler in einer instrumentellen Manipulation ihres wissenschaftlichen Lebenswegs ihr Heil suchen: Wie viele Aufsätze muss ich in welchem Typus von Zeitschriften in welchem Zeitraum publizieren, damit mir der Karriere-Durchbruch gelingt?

Das Schreiben ist unter dem heutigen Indikatoren-Wahn besonders belastend. Ich habe in meiner lange zurückliegenden Anfängerzeit den Druck, in der Wissenschaft etwas sehr Gutes machen zu müssen, als sehr belastend empfunden. Aber jetzt werden – in dem um sich greifenden instrumentellen Denken – zwei andere Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt:

- Es geht weniger um das sehr Gute, sondern um das Bessere als die anderen, die per definitionem Rivalen sind.

- Von größter Wichtigkeit ist, dass die Publikation an der richtigen Stelle platziert ist; sonst „zählt sie nicht“.

Hinzu kommt eine Paradoxie: Auf dem Wege zur Wissensgesellschaft werden die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gedrängt, effizienter, produktiver und nützlicher zu werden. In dem Druck zwischen größerer Verwertungserwartung an Wissenschaft einerseits und dem Fortbestand des Glaubens, dass Freiheit vom Verwertungsdruck wissenschaftlich kreativ sein kann, wird ein merkwürdiger Kompromiss institutionalisiert. Wissenschaftler werden einem starken Erfolgsmessungsdruck ausgesetzt, aber ihnen wird ein hohes Recht auf die Bestimmung der Erfolgskriterien eingeräumt. So wird die Publikation in einer hochselektiven „Elfenbein“-Zeitschrift zum *non plus ultra* von guter Leistung erklärt. Ich würde es für ertragreicher halten, wenn die Systeme der Evaluation und der „Belohnungen“ offen wären

- für verschiedene Anspruchsniveaus von Publikationen,
- für verschiedene Akzente von innerwissenschaftlichem Diskurs und praxisorientiertem Diskurs,
- für disziplinäre und interdisziplinäre Akzente.

Ich bin davon überzeugt, dass selbst dann, wenn die bestehenden Evaluations- und Belohnungssysteme einseitig Spitzenleistungen im innerwissenschaftlichen Diskurs betonen sollten, die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dies nicht als Diktat sehen sollten: Weil sie selbst Raum für Erprobungen brauchen, weil sie sich auch Karriereoptionen zu beruflicher Praxis außerhalb der Wissenschaft eröffnen sollten, und weil sie letztlich wissen, dass Wissenschaft nicht so dumm sein darf, wie der Indikatoren-Wahn es vorgaukeln mag.

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

Handbuch

Herausgegeben von

Daniel Hechler, Jens Hüttmann, Ulrich Mählert und Peer Pasternack

im Auftrag der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur



| METROPOL



BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG

ISBN 978-3-940938-40-4

© 2009 Metropol Verlag
Ansbacher Str. 70 · 10777 Berlin
www.metropol-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Druck: Aalex Buchproduktion, Großburgwedel

Inhaltsübersicht

Zum Geleit: Die Bundesstiftung Aufarbeitung in der zeithistorischen Institutionenlandschaft	11
Gut beraten promovieren. Zur Einleitung	15

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte

1. Forschungsperspektiven und -desiderate der DDR-Geschichte	25
2. Konturen und Entwicklungstendenzen der DDR-Forschung Herausforderungen zeithistorischer Promotionsthemen	40
3. „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR	55

Promovieren als Prozess

4. Promovieren lernen. Ein Wegweiser zur Promotions(ratgeber)literatur	71
5. Promovieren finanzieren. Finanzierungsoptionen, ihre Bedingungen sowie Vor- und Nachteile	83
6. Der Weg zum Promotionsstipendium. Hürden überwinden, Fallstricke vermeiden. Anmerkungen zur Antragstellung	97
7. Selbstorganisation. Techniken zur hinreichenden Reduzierung der eigenen Unzulänglichkeiten	109
8. Zehn „goldene Regeln“ für Promovenden. Erfahrungen und Einsichten	124
9. Promovieren und betreuen. Die Steuerung des Lektüreverhaltens von Doktorvätern und -müttern	135
10. Forschen im Archiv	142
11. Suchen – Finden – Anwenden. Möglichkeiten der Internetnutzung	160
12. DDR-Geschichte und Humboldt-Ideal. Über die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre	183
13. Anfängerglück und Anfängerfehler. Erfahrungen aus der akademischen Lehre als Promovend	189

Promotion und [prə'mɔʊf(ə)n]

14. Publikationsorientiertes Schreiben	199
15. Die Kunst der kurzen Sätze. Über die Vermeidung einer verbreiteten Unsitte (auch) in Dissertationen	215
16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang	223
17. Zeitgeschichte in den Medien	235
18. Von der Promotion zur Buchveröffentlichung. Wege und Irrwege	247
19. Zeitgeschichte als Beruf	260

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit: Die Bundesstiftung Aufarbeitung in der zeithistorischen Institutionenlandschaft	11
<i>Ulrich Mähler</i>	
Gut beraten promovieren Zur Einleitung	15
<i>Jens Hüttmann / Peer Pasternack</i>	

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte – Kontexte

1. Forschungsperspektiven und -desiderate der DDR-Geschichte	25
<i>Hermann Wentker</i>	
1.1. Die DDR als eigenständiges Forschungsfeld	27
1.2. Die DDR im Kontext der deutschen Geschichte	29
1.3. Die DDR in europäischer Perspektive	32
1.4. Die DDR und die außereuropäische Welt	35
1.5. Fazit	37
2. Konturen und Entwicklungstendenzen der DDR-Forschung Herausforderungen zeithistorischer Promotionsthemen	40
<i>Christoph Kleßmann</i>	
2.1. Die DDR als Geschichte – Entwicklungen und Konturen der Forschung	42
2.2. Wichtige Forschungsfelder der DDR- und Kommunismusgeschichte	47
2.3. Ausblick: Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Zeitgeschichte als Aufklärung	52
3. „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR	55
<i>Jens Hüttmann</i>	
3.1. Basisdaten	57
3.2. Karrierewege und Motive für eine Dissertation über die DDR	59

3.3. Promotionsmodell DDR-Forschung: „Home sweet Home“ mit Stipendium und losem Netzwerk	60
3.4. Methoden, Inhalte und Deutungen in der Auseinandersetzung mit der DDR	63
3.5. Berufliche Vernetzung und Perspektiven	66
3.6. Fazit	67

Promovieren als Prozess

4. Promovieren lernen

Ein Wegweiser zur Promotions(ratgeber)literatur	71
<i>Daniel Hechler</i>	
4.1. Das Wissen der Promovierenden	72
4.2. Die Sorge um sich	77
4.3. Der analytische Blick	79
4.4. Promovieren, um davon zu erzählen	81

5. Promovieren finanzieren

Finanzierungsoptionen, ihre Bedingungen sowie Vor- und Nachteile	83
<i>Daniel Hechler</i>	
5.1. Die Anstellung an einer Hochschule oder außeruniversitären Forschungseinrichtung	86
5.2. Stipendien	88
Die Begabtenförderungswerke (89) · Graduiertenkollegs (91) · Landesgraduiertenförderung, Frauenförderung, kleinere Stiftungen und DAAD (92)	
5.3. Eigenmittel	93
5.4. Fazit	95

6. Der Weg zum Promotionsstipendium

Hürden überwinden, Fallstricke vermeiden: Anmerkungen zur Antragstellung	97
<i>Ulrich Mählert</i>	
6.1. Die Suche nach der „richtigen“ Stiftung	98
6.2. Erste Fallstricke: Zusammenfassung, Forschungsstand und Quellenlage	99
6.3. Die Forschungskonzeption – Herzstück des Antrags	101
6.4. Nicht weniger wichtig: Arbeitsplan, Gliederung und Referenzen	103
6.5. Letzte Fallstricke: Stilfragen und formale Anforderungen	106
6.6. „Hätte ich mehr Zeit gehabt, hätte ich mich kürzer gefasst“ – abschließende Bemerkungen	107

7. Selbstorganisation	
Techniken zur hinreichenden Reduzierung der eigenen Unzulänglichkeiten	109
<i>Peer Pasternack</i>	
7.1. Die Strukturierung des Materials	110
7.2. Die Strukturierung der Arbeitsabläufe	115
Organisatorische Vorkehrungen (115) · Inhaltliche Arbeit (120)	
7.3. Fazit	122
8. Zehn „goldene Regeln“ für Promovenden	
Erfahrungen und Einsichten	124
<i>Eckhard Jesse</i>	
8.1. Vorab	124
8.2. Die zehn Anregungen	126
8.3. Nachsatz	131
9. Promovieren und betreuen	
Die Steuerung des Lektüreverhaltens von Doktorvätern und -müttern ..	135
<i>Peer Pasternack</i>	
9.1. Das Problem	135
9.2. Der Problemkontext	137
9.3. Problemlösung A: Dämpfung der Leseneigung	138
9.4. Problemlösung B: Stimulation der Leseneigung	139
10. Forschen im Archiv	142
<i>Angelika Menne-Haritz</i>	
10.1. Was findet man im Archiv?	143
10.2. Archivische Findmittel	147
Beständeübersichten und Findbücher (148) · Archivrecherche im Internet (150)	
10.3. Nützliches Hintergrundwissen für die Forschung im Archiv	152
Strukturen der Unterlagen (153) · Handlungsleitende Markierungen in schriftlichen Aufzeichnungen (154) · Die Komposition der Akten und ihre Spuren (155) · Die Benutzung von Archivgut (157)	
10.4. Fazit	159
11. Suchen – Finden – Anwenden	
Möglichkeiten der Internetnutzung	160
<i>Thomas Meyer</i>	
11.1. Archive – Dokumente – Editionen	161
11.2. Internetdokumente und -quellen	167
11.3. Primärdaten	170

11.4. „Spreu und Weizen“ – Bewertung von Internetdokumenten	173
11.5. Kompetenzen	176
11.6. Strategien	179
12. DDR-Geschichte und Humboldt-Ideal	
Über die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre	183
<i>Hanno Hochmuth</i>	
12.1. Trennung von Forschung und Lehre	183
12.2. Das Ende einer Themenkarriere	184
12.3. Das Ideal im Praxistes	186
13. Anfängerglück und Anfängerfehler	
Erfahrungen aus der akademischen Lehre als Promovend	189
<i>Leonard Schmieding</i>	
13.1. Anfängerglück	190
13.2. Anfängerfehler	192
13.3. Tipps und Ausblick	195

Promotion und [prə'məʊʃ(ə)n]

14. Publikationsorientiertes Schreiben	199
<i>Jan-Holger Kirsch</i>	
14.1. Geschichtsschreibung lehren und lernen: Plädoyer für ein professionelleres Schreiben	199
14.2. Geschichtsschreibung ist Geschichtsforschung: Plädoyer für ein erweitertes Verständnis wissenschaftlicher Textproduktion	203
14.3. Zeitgeschichte schreiben und publizieren: Plädoyer für ein spezifisch zeitgeschichtliches Argumentieren	210
14.4. Fazit	214
15. Die Kunst der kurzen Sätze	
Über die Vermeidung einer verbreiteten Unsitte (auch) in Dissertationen	215
<i>Peer Pasternack</i>	
15.1. Zum kognitiven Hintergrund	216
15.2. Zur sprachlichen Gestaltung	218
15.3. Zusammenfassung	221
16. Publizieren – ein Blick hinter den Vorhang	223
<i>Ulrich Teichler</i>	
16.1. Was tun am Beginn?	223
16.2. Leidensdruck und Ausflüchte	225

16.3. Das Überlisten von Ausflüchten	228
16.4. Kritik organisieren	230
16.5. Opus magnum	231
16.6. Indikatoren-Wahn und eigene Publikationsplanung	233
17. Zeitgeschichte in den Medien	235
<i>Sven Felix Kellerhoff</i>	
17.1. Das Publikum verlangt nach Historie	235
17.2. Die Medien verlangen nach Inhalten	239
17.3. Schnittmengen ausloten	242
18. Von der Promotion zur Buchveröffentlichung	
Wege und Irrwege	247
<i>Christoph Links</i>	
18.1. Wahl der Publikationsform	248
18.2. Wahl des Verlages und Kontaktaufnahme mit dem Verlag	249
18.3. Inhaltliche Absprachen mit dem Verlag	250
18.4. Juristische Prüfung	251
18.5. Technische Abwicklung	253
18.6. Registererstellung	253
18.7. Die Popularisierung des fertigen Buches	256
18.8. Vertrieb	258
19. Zeitgeschichte als Beruf	260
<i>Daniel Hechler</i>	
19.1. Fachadäquat	262
Universitäten und Forschungsinstitutionen (262) · Bibliothek und Archiv (265)	
19.2. Fachnah	267
Selbstständigkeit (267) · Museen, Erwachsenenbildung, Medien (268)	
19.3. Fachfremd	271
Literaturverzeichnis	273
Autorenverzeichnis	291

Autorenverzeichnis

Daniel Hechler M. A., Politikwissenschaftler, Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg (HoF).

eMail: danielhechler@hof.uni-halle.de

Hanno Hochmuth M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

eMail: hanno.hochmuth@fu-berlin.de

Jens Hüttmann, Dr. phil., Historiker, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

eMail: j.huettmann@stiftung-aufarbeitung.de

Eckhard Jesse, Prof. Dr. phil., Professor für Politische Systeme/Politische Institutionen an der TU Chemnitz.

eMail: eckhard.jesse@phil.tu-chemnitz.de

Sven Felix Kellerhoff M. A., leitender Redakteur für Zeit- und Kulturgeschichte in der Redaktion „Die Welt“.

eMail: kellerhoff@welt.de

Jan-Holger Kirsch, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift „Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History“ und Fachredakteur bei „H-Soz-u-Kult“.

eMail: kirsch@zeitgeschichte-online.de

Christoph Kleßmann, Prof. em. Dr., ehem. Direktor des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam.

eMail: klessmann@rz.uni-potsdam.de

Christoph Links, Dr. phil., Publizist und Verleger des Ch. Links Verlages für Politik und Zeitgeschichte in Berlin.

eMail: links@linksverlag.de

Ulrich Mählert, Dr. phil., Historiker, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

eMail: u.maehlert@stiftung-aufarbeitung.de

Angelika Menne-Haritz, Prof. Dr. phil., Vizepräsidentin des Bundesarchiv und Direktorin der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv.

eMail: a.menne-haritz@barch.bund.de

Thomas Meyer M. A., Redaktion Clio-online und H-Soz-u-Kult/Humboldt-Universität zu Berlin.

eMail: meyert@geschichte.hu-berlin.de

Peer Pasternack, Dr. phil., Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung Wittenberg (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg.

eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Leonard Schmieding, Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand in der Lehrereinheit Fachdidaktik Geschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig.

eMail: schmieding@uni-leipzig.de

Ulrich Teichler, Prof. Dr. phil. Dr. h.c., Professor für Soziologie/Berufs- und Hochschulforschung am Internationalen Zentrum für Hochschulforschung (INCHER) der Universität Kassel.

eMail: teichler@incher.uni-kassel.de

Hermann Wentker, Prof. Dr. phil., Leiter der Abteilung Berlin des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, apl. Professor an der Universität Leipzig.

eMail: wentker@ifz-muenchen.de